

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 43

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Simmer mehr kam eine große Erregung über Lisbeths zartes Gemüt. Dann schauerte sie plötzlich zusammen. Ihr Halstuch hatte sich gelodert. Sie zog es fester.

„Lisel, was ist denn?! Friert dich?“ fragte er besorgt.

„Nichts, nichts, laß nur.“

Dann sah sie ihm voll in die Augen. — Schön waren sie, diese Augen, schön und treu!

„Eine Bitt' hätt ich, Marte. Aber du mußt mich verstehn!“

„Sag's, Liebling!“

„Geh fort! Geh fort, Marte! Weg vom Brenner, aus'm

Dorf, — weiter ins Unterland! Und übers Jahr kommst wieder!“

„Lisel —!“

„Aber sie bestürmte ihn. Sie flehte ihn an, mit jener selbstlosen Inbrunst, deren nur die reine — die große Liebe fähig ist.“

„Marte, i bitt' dich! Du machst dich ja hier unglücklich, und mich auch! — Der Forstwärter Schlumberger hat's doch schon abg'sehn auf dich, ich weiß es. Und dann Marte, vorderhand könnten wir uns doch net viel sehen, sprechen noch weniger.“

„So'n Jahr ist gleich um! Wenn du dann kommst und hast mich noch lieb und fragst mich: Lisbeth, willst jetzt mein Weib sein, — da sag ich, Ja' auf der Stell!“

„Und der Schlumberger?“ fragte er gedrückt.

„Dem wird es bis dahin schon klar geworden sein, daß sich die Lisbeth Hagmayer ihren Schatz allein aussucht.“

„Dann i mich drauf verlassen?“

Sie stand auf und gab ihm die Hand. „Fest und treu!“
„Morgen kündige ich dem Brenner meinen Dienst auf“, sagte er entschlossen. „In einer Woche geh' ich wandern.“

Die Lisbeth drängte jetzt nach Hause. Es war spät geworden. Wieder gingen sie über Wiesen und dann zwischen Gärten, Arm in Arm. Nun empfanden sie erst, daß es kalt war und eine dumpfe eifige Nacht ihren Liebesmorgen ablöste. Er zog sie fester an sich.

„Wirst mir denn auch schreiben?“

„In jeder Woche zwei lange Briefe“, flüsterte sie.

Als sie an den Hedenzaun kamen, der hinter des Hagmayers Anwesen den großen Garten eingrenzte, schrieb irgendwo ein Käuzchen.

„Gott, muß i heut so schreckhaft sein“, sagte Lisbeth unwillig.

„Schreckhaft?! Wenn ich bei dir bin?“

„Du, ja du!“

Sie küßte ihn auf den Mund und schlüpfte darauf an einer schadhafte Stelle durch die Hecke. — Vom Garten aus reichte sie ihm noch die Hand über den Zaun: „Gute Nacht!“

„Wann seh ich dich denn wieder?“

„Morgen ist es Sonntag, — ich komm zu dir!“

„Lieb!“

Noch hielt sie seine Hand fest.

„Marte, gelt du gehst nimmer auf das Wildern? — Versprich es mir?“

„Ich verspreche es dir!“

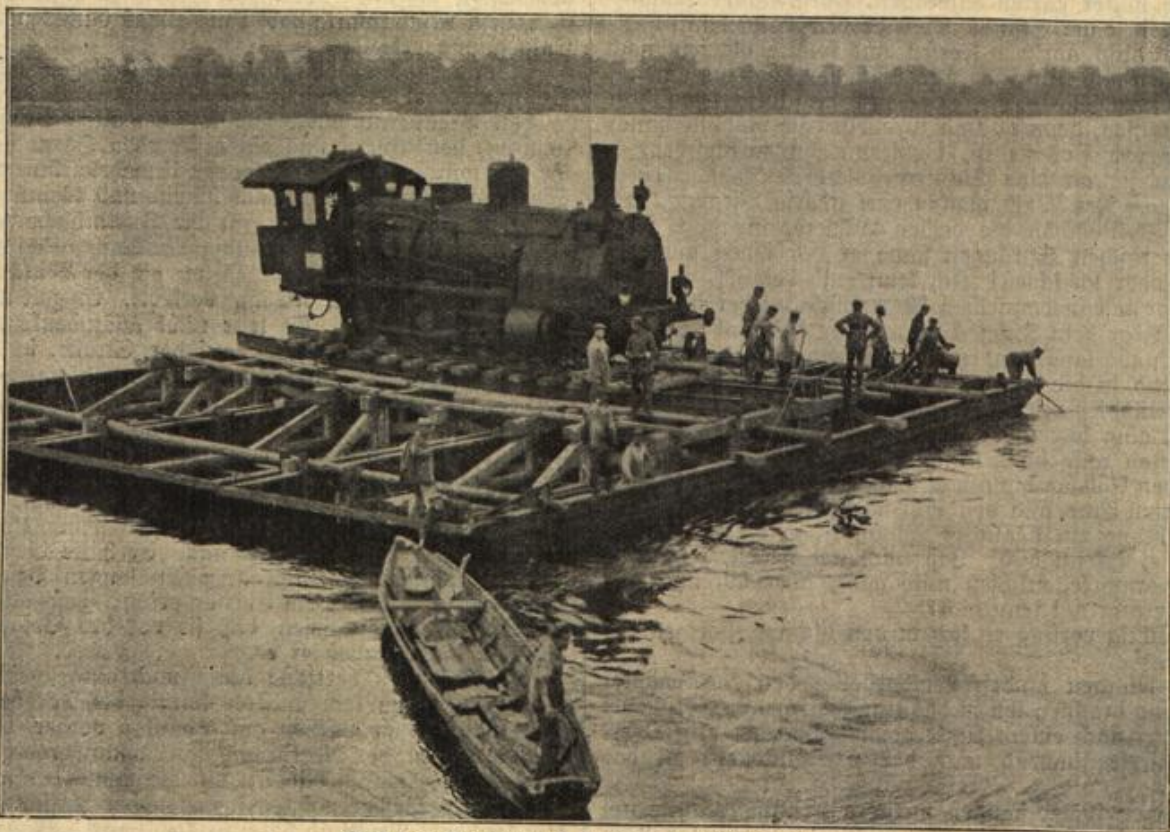
Nochmals ein freundliches

Händeschütteln und sie eilte durch den Garten ins Haus.

Der Martin suchte den Weg zum Dorfe. Still und leer war die Dorfstraße, aber er konnte und mochte jetzt nicht schlafen. In ihm klang eine wunderbare Harmonie und sein Herz klopfte den Takt.

„So viel Glück! So viel Glück!“

Aus der Engeltwirtschaft drangen rauhe Stimmen. Er blieb stehen. Den Siehlermichel kannte er heraus. Sollte er hinein-



Auf der Weichsel bei Warschau. (Mit Text.)

Deutsche Eisenbahntuppen schaffen eine Lokomotive auf einem Floß über die Weichsel.

gehn? — Das hieße ja, seine heiligsten Empfindungen mißachten! So ging er weiter, dem Heimbodel zu.

Als er im Brennermühlhof ankam, schlug es — zehn — Uhr.
„Mein Flachsstöpsel!“

Es war die Stund' um Mitternacht. Schwer und düster lag sie auf den dichten Herbstnebeln, rings um Furtmühlbach. Aber im Dörschen atmete es friedliche Nachtruhe. Alles schlief. Das letzte Licht war schon seit einer Stunde verloscht, im Engel, nachdem die Wäite sein letztes Glas Kirchengest, den unentbehrlichen Brennstoff für die Nacht, stehend zu sich genommen hatte.

Alles schlief. Still und friedlich ruhten die Häuser und Gärten. Nur einer wachte für alle. Langsam und eintönig stapfte er über das Pflaster. Es war Hansjörg, der Gemeindevötel. In einem langen schweren Militärarmel, den Kragen hochgeschlagen bis über die Ohren und die Windlaterne am Gürtel hängend, wandelte er durch das Dorf wie ein verschlafenes Gespenst und steckte mechanisch die Kontrollfäden. Gleichgültig hing ihm die Tabakspfeif' über die dicke Unterlippe und nach jeder Hauslänge blieb er stehen und pustete sich den warmen Rauch durch den Schnauzbart, auf welchem schon glitzernd der Nachtfrost perlte.

In friedlicher Nachtruhe lag auch die Brennermühle. Nur eine Kage ging leise miauend über den Hof. Und darüber erhob sich in breiter dunkler Masse der Heimbodel. In seiner Silhouette glich er einem riesigen, finsternen Ungeheuer, gierig bereit, jeden Augenblick das kleine Gehöste unter sich zu verschlingen.

Den Wald zur Nachtzeit fürchtet der einsame Wanderer so ziemlich als die Heimsfätte aller irdischen Schrecken. Hinter jedem Baum und Strauch fühlt er in seiner gereizten Phantasie irgendein dunkles Etwas lauern. Und wenn ihn auch der Eingeweichte, ihm Vertraute als harmloser und weniger fürchterlich kennt, so verbirgt er doch eine Menge Rätsel und Geheimnisse, die nur ihm bekannt werden und deren Lösung im Grunde so furchtbar einfach ist.

Auch in dieser kalten Novembernacht wurde der Wald zum stummen Zeugen eines dunklen Geschehnisses.

Im Grändhau, einem rauen Hochwald des nördlichen Heimbodels, schlichen zwischen den Tannen zwei Männer mit geschwärtzten Gesichtern und in kurzer Entfernung folgte ihnen, sich möglichst deckend hinter starken Stämmen, Forstwärter Schlumberger. Schon seit einer Stunde blieb er den beiden mit hartnäckiger Energie dicht auf den Fersen und konnte bis jetzt nach ihren Bewegungen und Umrissen nur feststellen, daß der eine alt und der andere jung sein mußte. Aber auch sie schienen von ihrer Verfolgung zu wissen, denn ab und zu blieben sie plötzlich hinter einem Baume geräuschlos stehen, wohl um ihn zu täuschen.

Dann kamen sie an eine Lichtung, dicht am Rande eines wilden Abhanges. Der Wald machte eine scharfe Biegung, und hier hatte der Forstwärter die beiden Wilderer überholt.

Mit einigen raschen Sprüngen stand er vor ihnen und rief sie an: „Steht oder ich schieß! Ich kenn euch beide!“

Der Alte war fast in demselben Augenblicke wieder im Wald verschwunden. Aber dem Jungen sperrte der Schlumberger den Weg. Eine Sekunde lang standen sich die beiden gegenüber und sahen sich drohend in die Augen.

Da riß der Wilder mit einem kurzen Ruck seine Flinte hoch und sein Schuß ging los. Er sah gerade noch, wie der Forstwärter stürzte und raste dann in wilder Flucht über das Steingeröll hinweg, den Abhang hinunter. Lange noch raschelte es nach von der geloderten Erde, und den ihm nachrollenden Steinen.

Oben aber drang ein klägliches Wimmern in die Nacht.

Müllermarte, i kenn dich. Laß mich net liegen, i muß ja erfrieren. Müllermarte, erschieß mich ganz, aber laß mich net liegen. — Müllermarte, i kenn dich!“

Doch ohnmächtig versing es sich in den dichten Zweigen der nächsten Tanne.

Am frühen Morgen fanden Walдарbeiter den Forstwärter besinnungslos und brachten ihn in das zunächstliegende Forsthaus. Hier wurde sofort nach einem Arzte gesandt und der alte Oberförster telephonierte fluchend nach der Oberamtsstadt an das Kriminalgericht.

Einige Stunden später standen mehrere Kriminalbeamte um das Krankenlager im Forsthaus und blickten erwartungsvoll in das ernste Gesicht des Oberamtsarztes, der eifrig bemüht war, die Schußwunde des Forstwärters zu untersuchen und sie von den schmutzigen Spuren des festgefrorenen Blutes zu reinigen.

„Meine Herren,“ begann dieser endlich, „es bleibt uns wenig Hoffnung. Der ganze Schrotschuß steckt im Oberschenkel und ist meines Erachtens an sich nicht lebensgefährlich. Doch ist der Verwundete bereits derart vom Wundfieber befallen, daß an ein Aufkommen wohl kaum zu denken ist. Es bewirkt dies in der Hauptsache das lange Liegen in dieser kalten Nacht auf dem

frostigen Waldboden. Ich zweifle sogar sehr daran, ob der Patient überhaupt noch zur Besinnung kommen wird.“

Einige Beamten vergewisserten sich des Tactes und nur der Gerichtsassessor Doktor Kömmig und ein Gendarm blieben mit dem Arzte und dem Oberförster im Krankenzimmer zurück. Sie konnten dann nach kurzer Zeit Zeugen sein, wie der Schlumberger für einige Sekunden das Bewußtsein fand und stoßweise die Worte über die schaumbedeckten Lippen brachte:

„Der Müllermarte — von der Brennermühle — hat mich — erschossen!“

Als die Sonntagsglocken von Furtmühlbach herüberklangen und friedlich zur Kirche mahnten, war der Forstwärter Schlumberger seinen Verletzungen erlegen.

An diesem Sonntagmorgen erwachte die Lisbeth Hagmayer in ihrer Kammer später denn gewöhnlich, und hatte sofort das Empfinden, als hätte sie sich über irgend etwas zu freuen. Dann kamen ihr alle die kleinen Erlebnisse des gestrigen Abends zum Bewußtsein und frohgestimmt klebete sie sich an. Mit ganz besonderer Andacht wollte sie heute in die Kirche gehen und danken für all das Glück. Sie steckte das Köpfchen aus ihrem kleinen Kammerfenster und sah nicht die kleine Gruppe von Menschen, die in einem Gang zwischen den Gärten standen und aufgeregter über ein wichtiges Ereignis disputierten. Sie sah nur die lachende Morgensohnne, die heute ebenso freundlich aufgegangen war, wie sie gestern hinter dem Heimbodel unterging.

Luftig trällernd ging sie hinunter zur Küche, und da überraschte sie Grete, die Obermagd, mit ihrer Neugier.

„Weißt du's schon, Lisbeth? — den Schlumberger haben sie erschossen, oben im Heimbodel.“ Heut nacht! Und vorhin hat der Landjäger den Müllermarte geholt!“

Ein Blickstrahl aus heiterem Himmel hätte sie nicht grausamer und so unvermutet getroffen.

„Es ist net wahr!“ schrie sie die Magd an, aber sie wußte augenblicklich, daß die Grete nicht log. Unfähig, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen, griff sie mechanisch nach einem Kopfstuche und eilte ohne eigentliche Absicht durch das Dorf zur Brennermühle.

Auf der Straße standen viele Leute und gafften ihr verwundert und auch verständnisvoll nach. Einmal hörte sie beim Vorübergehen, wie ein altes schlumpiges Weib zu einem andern sagte:

„Dem Müllermarte hab' i nie etwas Gutes zutraut!“ und als Entgegnung erhielt:

„Wann hat man den mal in der Kirch' gesehn? — Der arme Schlumberger! — Noch so jung!“

Im Brennermühlhofe sah sie beim alten Brenner den Dorfschulzen, den Vötel und einen fremden Herrn stehen. Es war ihr, als würde erst jetzt das ganze Ungeheuerliche zur Gewißheit. Sie ging tiefer in den Wald hinein und weinte lange.

Dieser Sonntag wurde für die Furtmühlbacher Bauern ein Tag von ungewohnter Bedeutung. Am Nachmittage hatte die Polizei auch den Brennermüller verhaftet, als der Mischuld verdächtig.

Täglich hatte man mit ihm verkehrt. Er galt allenthalben als ehrenwerter Bürger. Es war nicht auszudenken. Den ganzen Tag und überall, zu Hause, auf der Straße, in der Kirche, im Wirtshause, überall bildeten diese unexhörten Ereignisse den einzigen Gesprächsstoff.

Unterdessen wurde der Martin Ohwald von einem Gendarmen nach der Oberamtsstadt gebracht und in das Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Anfangs hatte er gegen seine Verhaftung protestiert und gegen die Behandlung gewütet, aber schließlich fand er sich darein, im Vollbewußtsein seiner Unschuld und der Hoffnung auf baldige Aufklärung. Er hatte die Absicht, an die Lisbeth noch an diesem Tage einen langen Brief zu schreiben. Doch als er später vom Wärter erfuhr, daß alle Briefe ungeschlossenen abzuliefern seien, daß sie vor der Beförderung gelesen würden, da unterließ er es.

Im Dörschen herrschte kaum noch ein Zweifel an Martins Schuld. Er und kein anderer konnte die Tat begangen haben. Man hatte es ja gesehen am Sonntag vorher, beim Kirbetanz, wie die beiden, der Martin und der Schlumberger, sich gegenüberstanden. Sie waren Rivalen um die Gunst der schönen Lisbeth. Einige alte Weiber neigten sogar zu der Ansicht, daß auch diese kein lauberes Prustuch hätte in der Sache. Man kannte ja Beispiele von schönen jungen Fegen — wer konnte es wissen?! Nun, jedenfalls war man allgemein gespannt auf den Ausgang der Gerichtsverhandlung.

Nur die Lisbeth glaubte an die Unschuld des Martin, fest und treu. Sie trug schwer an ihrem Geheimnis. Wem sollte sie sich anvertrauen? — Dem Vater? Um Gottes willen nicht! Da mußte der alte Andeserl wieder herhalten.

Eines Abends besuchte sie ihn in seinem Häuschen und beichtete auf langen Umwegen ihre große Liebe zu Martin und alle Einzel-

hellen jenes Abends vor dem schrecklichen Ereignisse. Sie erzählte ihm, wie der Martin mit ihr einig war, daß er vom Brenner fort und erst noch ein Jahr in die Fremde gehen wolle. Wie er ihr mit Handschlag versprochen, nie mehr auf die Wildjagd zu gehen. Und in derselben Nacht...? Es war unmöglich!

Dann weinte sie laut: „Andresel, er ist unschuldig! Ich weiß es, er ist unschuldig!“

Der alte Mann sah hilflos auf das junge, schluchzende Mädchen, das er liebte als wäre es sein eigenes Kind. Seine gutmütigen Augen füllten sich gleichfalls mit großen Tränen und er schämte sich ihrer im Alter nicht. Wenn der Schall in ihm kein Recht mehr hatte, fühlte sich der Andresel unbeholfen und schwerfällig. Er war von der Unschuld ihres Geliebten nicht ganz überzeugt, aber er zeigte es nicht und versuchte sie zu trösten:

„Schau, Lisbethel, sei net so kopfhängerisch! Bei der Verhandlung wird sich's schon rausstellen, daß er's net getan hat. Schau, das sag i dir!“

Nun hatte die Schwurgerichtsperiode begonnen, und als dritter Fall kam die Wilddiebaffäre im Heimbodelwald zur Verhandlung. Zwei Tage schon dauerten die Zeugenvernehmungen, der dritte sollte die Entscheidung bringen. Auf Beantfragen des Verteidigers war neben einigen alten Zeugen auch noch die Lisbeth Hagmayer aus Furtmühlbach geladen.

Da ein starkes Schneegestöber schon seit einigen Tagen sein Unwesen trieb, mußte der Hagmayerbauer den großen Leiserschlitten instand bringen und kutschte nun an diesem Morgen eigenhändig in die Stadt. Im Schlitten hinten saßen, eingewickelt in große warme Tücher, die Lisbeth und der Dedder Andresel. Auch einige andere Furtmühlbacher Bürger, die zur Verhandlung wollten, hatten sich unterwegs mit eingeladen.

Die Lisbeth war guten Mutes und voll froher Hoffnung. Sie wollte den Richtern schon alles sagen, wie es sich verhielt und dann mußten sie ja den Martin freigeben. Sie hatte es sich gut zurechtgelegt. Als sie aber dann später in den Gerichtssaal gerufen wurde und die vielen fremden Männer und die Richter in den schwarzen Talaren mit feierlichem Ernste sitzen sah, da verlor sie alle Sicherheit. Auf der Anklagebank saß der Martin, und hinter ihm standen zwei Gendarmen.

Sie hätte aufschreien mögen. Es würgte sie im Halse. Aber sie kämpfte mit sich. Nur jetzt keine Tränen, nicht hier! Der Präsident stellte einige Fragen an sie, ihre Person betreffend, die sie mechanisch beantwortete. Dann fragte er:

„Nennen Sie den Angeklagten dort?“

Sie blickte hinüber und wurde rot. „Ja!“

„Sie sollen die Braut des Ermordeten Forstwächters Schlumberger gewesen sein? — Ist dies wahr?“

„Nein!“

„Aber in Furtmühlbach hatte man Sie doch dafür gehalten?“

„Das kann sein, aber...“

„Hatten Sie mit dem Angeklagten Martin Ohwald ein Verhältnis?“

Die Lisbeth schwieg. Es entstand eine atemlose Pause. Der ganze Saal erkannte die Wichtigkeit und das Schwerwiegende dieser Frage.

„Sie müssen antworten“, wiederholte der Präsident.

Da sagte sie einfach und ohne jeden Nachdruck:

„Wir lieben uns.“

Die Wirkung ihrer Worte war eine überraschende. Sie bemerkte, wie der Staatsanwalt den andern Herren verständnisvoll zunickte und dann mit zufriedener Miene etwas notierte. Die Geschworenen machten teilweise mitleidsvolle Gesichter und auf der Galerie ging eine starke Bewegung durch die Reihen. Hier waren auch der Hagmayer, der Andresel und die übrigen Furtmühlbacher. Der Hagmayer hatte sich gleich zu Anfang in die vorderste Reihe gedrängt und erhob sich jetzt plötzlich von seinem Sitz.

Der Präsident fragte weiter: „Wann waren Sie zum letzten Male mit dem Angeklagten zusammen?“

„Am Abend vorher!“

„Am Abend vor der Tat?“ wiederholte der Präsident rasch.

„Und wo?“

Sie entgegnete schüchtern: „Wir gingen spazieren und saßen dann einige Zeit unter der großen Linde.“

Man ließ sich von dem anwesenden Dorfschulzen den Ort auf der Markungskarte zeigen.

„Wann gingen Sie auseinander?“

„Ungefähr um halb zehn...!“

In diesem Augenblick entstand auf der Galerie ein Lärm. Der Hagmayer ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen und unterdrückte einen derben Fluch, so daß der Präsident zur Ruhe mahnen mußte. Die Lisbeth wollte zu ihrer Aussage noch etwas hinzufügen, da kam ihr plötzlich der Gedanke:

„Der Vater!“ Wie von einem Schwindel erfasst, beantwortete sie alle weiteren Fragen zerstreut und unzulänglich.

Als sie wieder zu klaren Gedanken kam, saß sie auf der Zeugenbank und fühlte Martins Blick auf sich ruhen.

Sie begrüßten sich schnell.

Wie elend er aussah, und wie traurig! dachte sie.

Lange hatte sich Martin Ohwald energisch gegen die Anschuldigungen gewehrt, aber die vielen Vernehmungen vor dem Untersuchungsrichter und die feuchte moderige Luft seiner Zelle hatten ihn schließlich ganz stumpfsinnig gemacht. Niemand wollte an seine Worte glauben. Noch am Morgen vor dem ersten Verhandlungstage hatte ihn sein Verteidiger dringend ersucht, ihm die Wahrheit zu sagen. — Ob er vielleicht nicht doch mit dem Forstwächter in eine Kauferei geraten sei und ob sich nicht bei dieser Gelegenheit sein Gewehr entladen hätte? — Seine Lage würde dadurch eine weitaus bessere und die Verteidigung wäre ungleich einfacher und leichter. Aber er hatte ihm nur antworten können wie immer:

„Ich weiß von nichts. Ich bin unschuldig! Ich war in der Nacht nicht im Heimbodel!“

Sein Zusammensein an jenem Abend mit der Lisbeth hatte er bis jetzt verschwiegen, da ihm diese Zeit für sein Mißi unwichtig schien und da er vor allen Dingen die Lisbeth schonen wollte.

Nun saß er da, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge und sah nur die Lisbeth.

„Wie elend er aussieht“, dachte sie wiederum. „Wie mußte er leiden unter dem Verlust seiner Freiheit!“ Es war ihr ja so verständlich: Er, der sich am wohlsten fühlte im Wald, auf der Landstraße, überhaupt in der freien Natur! Sie kannte ihn genau und verstand ihn schon lange, denn sie liebte ihn ja.

Es folgte jetzt die Anklagerede des Staatsanwaltes. Sachlich und siegesicher zergliederte und intertrich er alle die Momente, die für eine Schuld des Angeklagten sprachen:

Das doppelte Verhältnis zur Zeugin Hagmayer, die Ereignisse am Sonntag vorher auf der dortigen Kirchweih, die überwiegende Mehrzahl der Zeugen, die zumgunsten des Angeklagten aussagten und mit der allgemeinen Furtmühlbacher Einwohnerschaft zu der Überzeugung neigten, er und kein anderer habe die Tat begangen, das zärtliche Zusammensein mit der doppelten Geliebten am Abend vor der Tat und endlich die unerlöschliche Tatsache, daß der Tote selbst vor seinem Sterben noch den Angeklagten Martin Ohwald als seinen Mörder bezeichnet hatte.

„Sie haben noch zu bedenken, meine Herren Geschworenen“, wandte er sich an diese, „daß nach Aussage des Herrn Oberamtsarztes, als dem Sachverständigen, der ganze Schrotschuß festgeschossen im Oberschenkel steckte, er also in allernächster Nähe abgegeben wurde. Vermutlich ging der Tat auch erst ein kurzer Kampf voraus. Ein Irrtum von seiten des Schlumberger war demnach vollständig ausgeschlossen. Für mich steht eben folgendes fest: Dem Angeklagten war der Forstwächter Schlumberger schon längst unbequem und an diesem Abend, als er mit der Zeugin Hagmayer unter der großen Linde saß, faßte er den Entschluß, den Forstwächter bei günstiger Gelegenheit aus dem Wege zu räumen. Als er dann noch in derselben Nacht, wie schon öfter, wildern ging, bot sich eben diese Gelegenheit und er führte seine Absicht kurzerhand aus.“ — Dann betonte er noch die Gefahren und die brutale Willkür, denen die Forstbeamten bei Ausübung ihres Berufes und ihrer Pflicht gegenüber den Wilddieben fortwährend ausgesetzt sind und verlangte in diesem erschwerenden Falle die ganze Strenge des Gesetzes.

„Ich bitte Sie, meine Herren Geschworene“, schloß der Staatsanwalt seine Anklage, „die Frage, ob hier ein vorsätzlicher Mord vorliegt, unter allen Umständen zu bejahen!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein feldgrauer Schwerenöter.

Von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verboten.)

Es spricht sicherlich nicht zuletzt für den ausgezeichneten Geist und die völlig überzeugte Siegesicherheit der deutschen Feldgrauen, daß sie trotz mancherlei Entbehrungen und bedeckt mit Wunden den Humor nicht verloren oder ihn gar bei Angeregen und Geschüttdonner gefunden haben; daß die Schwerenöter dieselben geliebt oder gar aus manchem sogenannten Trodenmus ein Schwerenöter geworden ist.

Ich glaube, es war einer von der letzten Sorte, den ich vor vierzehn Tagen auf der rheinischen Verbandsstation, an der ich schon länger tätig bin, kennen lernte. Ich war mehrere Wochen leidend und dadurch unfähig gewesen, meinen Dienst zu versehen. Als ich wieder genesen war, fand ich nur noch wenige der mir bekannten Verwundeten, statt ihrer aber eine ganze Anzahl neuer Felden aus den letzten westlichen Kämpfen vor.



Eine Noßbrateret, einst Grillroom genannt, im vordersten Schützengraben in Flandern.

Die Erdwälle rühren von ehemaligen englischen Stellungen her, die dürftig mit Stroh ausgelegt waren und in denen Senegalneger hausten.

Wir, einige Frauen und ich, saßen im Nährraum und beschäftigten uns mit dem Fliden zererschossener Verwundetenwäsche, als es an unsere Türe anpochte. Auf unser: „Herein!“ öffnete ein Feldgrauer und fragte bescheiden von der Schwelle aus, ob er uns ein bißchen Gesellschaft leisten dürfe, da er doch bald wieder zur Front müsse. Natürlich durfte er näher treten und bei uns Platz nehmen. Vorher aber trat er, die Haden zusammenklappend, auf mich zu und stellte sich mir als Musketier Knoll, gebürtig aus Pommern,

Haben Sie denn überhaupt wieder etwas von ihnen gehört?

Der Musketier Knoll sah mit einem Auge nach mir hin und zwinkerte der Fragerin mit dem anderen zu.

„Ach, vor der Dame brauchen Sie gar keine Geheimnisse aus Ihren Freundinnen zu machen, Knoll. Die gehört zu uns und nimmt so gut Anteil an Ihnen und Ihren Erlebnissen, wie auch wir. Also erzählen Sie nur.“

Musketier Knoll schien beruhigt und schenkte mir einen dankbaren Blick seiner hellblauen spitzbüßischen Augen. Dann kratzte er sich hinter dem linken Ohr und sagte: „Ja, geschrieben haben sie alle drei, und die eine hat mir sogar

ausgeschossen hätten, worauf er mir, verlegen erröthend, antwortete: „Jawohl, gnädige Frau, aber auch das Gebiß, an dem sie saßen. Das wird nun jetzt, wo meine Beinwunde auch soweit geheilt ist und ich nach einem kurzen Urlaub wieder an die Front muß, beim Zahnarzt in Koblenz gemacht. Wenn Sie das nächstmal hierherkommen, meine Damen, habe ich wieder einen tadellosen Mund.“

Generalmajor Graf v. Waldersee, ein Neffe des verstorbenen Generalfeldmarschalls, wurde zum Kommandanten von Bresch-Litowsk ernannt. — Gosphot. Kozl.



Generalleutnant v. Koch, der deutsche Gouverneur der Festung Kolomo. Gosphot. Kühlewindt.



Der älteste Tiroler Standschütze. (Mit Text.)

verwundet bei Ypern, vor. Dabei hielt er sich, um einige Zahnläden im Oberkiefer zu verbergen, die Hand vor den Mund, um, wie er sagte, mein Schönheitsgefühl nicht zu beleidigen. — Diese Einleitung der Bekanntschaft machte mich natürlich furchtbar neugierig auf den jungen, heldenhaften Vaterlandsverteidiger. Ich fragte ihn, ob ihm denn die Franzosen die Zähne



Fürst Bozislav Lubomirski,

der in letzter Zeit vielgenannte, von der deutschen Zivilverwaltung eingesetzte Stadtpräsident von Warschau.

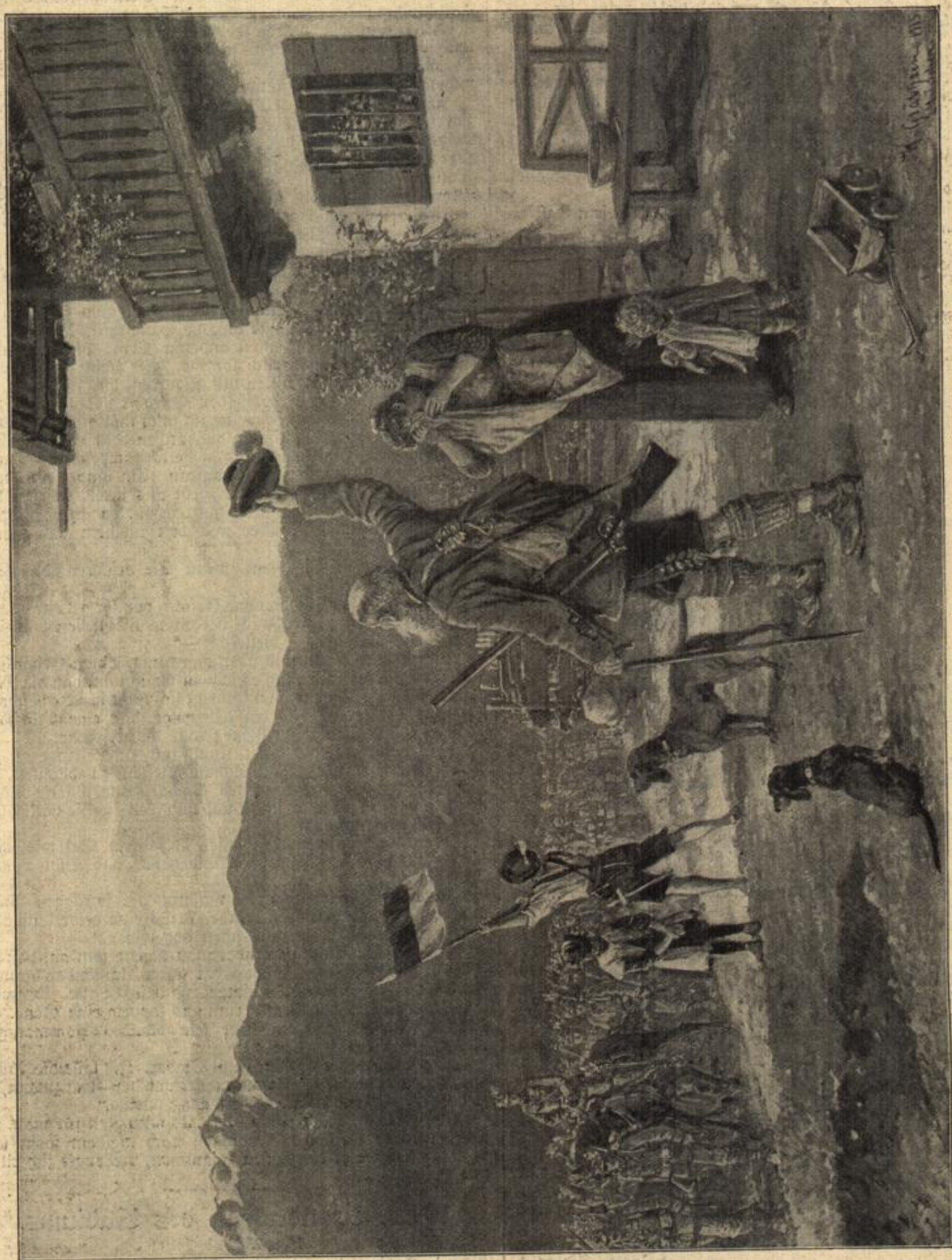


Von den Kämpfen in Flandern: Reservestellung und Unterstand hinter der vordersten Linie. Links vorn Krüge zum Transport des Essens in die vorderen Linien.

ihre Photographie geschickt. Nicht übel, das muß ich sagen, aber ich weiß doch nicht, ob ich fortan noch mit allen dreien korrespondieren soll. Andererseits ist es auch sehr angenehm, von drei Seiten regelmäßig Liebespakete zu bekommen."

Wir mußten bei diesem Geständnisse hellauf lachen, und eine der Damen sagte: „Warum denn also Ihre Bedenken, da Ihnen

Die anderen Damen amüsierten sich königlich über den verlegenen lächelnden Knoll, der sich wieder die Hand vor den Mund hielt. Einige Augenblide schwieg er, dann sagte er energisch: „Ach was, meine Damen, es ist Krieg. Da muß ein armer Teufel wie ich das Gute nehmen, wo er es kriegen kann. Der Briefwechsel mit zweien der Liebespaket-Senderinnen wird ja nach



Ausmarsch tiroler Gruppen an die italienische Grenze. Nach dem Gemälde von W. Grubbein.

die Damen doch die Pakete wahrscheinlich sehr gerne schicken und auch schicken können?"

Musetier Knoll kratzte sich hinter dem rechten Ohr und meinte zögernd: „Ja, weiß ich doch schon eine feste Braut in Berlin habe."

„Sie scheinen ja ein wahrer Don Juan zu sein!" lachte ich und drohte ihm mit der Elle.

und nach einschlafen, obichon —“ Knoll zögerte, weiter zu sprechen. „Was, obichon?" fragte ich und nickte ihm ermutigend zu.

„Das junge Mädel, das mir das Bild geschickt hat, scheint nicht so ohne zu sein. Lieb sieht sie aus und schreiben tut sie, so — so — daß es einem ganz warm ums Herz beim Lesen wird. Und lernen lernen möchte sie mich auch, wenn der Krieg zu Ende ist

und ich noch am Leben bin. Und die andere schied immer so große Wärfte!" Er schwieg wieder einige Minuten und sah vor sich hin. Dann meinte er in geradezu jämmerlich bedauerndem Tone: „Ja, es wird doch am Ende besser sein, ich schreibe nur noch mit einer außer meiner Braut, aber mit der Lisette Sauerlich zu schreiben, das lasse ich mir nicht nehmen!“

Eine wahre Lachsalbe brach los, in die Knoll mit einstimmte.

„Lisette Sauerlich? Ja, wer ist denn das?“ fragte ich.

„Erzählen Sie doch, Knoll, damit auch Frau Weiskirch unterrichtet ist“, baten meine Kolleginnen, und Knoll erzählte:

„Ja, das war im Anfang des Krieges, da teilte mir unsere Kompagniemutter, der Feldwebel, mal ein ziemlich umfangreiches Liebespaket zu. Dem Inhalt merkte man an, daß ihn ein vernünftiges Frauenzimmer zusammengestellt hatte, denn es waren allerlei nützliche und gute Dinge drin und auch etwas fürs Herz, wie man zu sagen pflegt.“

„Etwas fürs Herz? Was verstehen Sie darunter?“ schaltete ich fragend ein.

Knoll lächelte und fuhr fort: „Das war in diesem Fall ein Brief. Ein Brief, sage ich Ihnen! So was von Gemüt, daß ich ganz gerührt war. Das heißt: erst mußte ich lachen, denn ich sah, ehe ich las, mal nach der Unterschrift, und da stand: Lisette Sauerlich! Der Name ist ja nun etwas lächerlich, aber für mich fiel schon beim Lesen des ersten Briefes alles Lächerliche von ihm ab. Und seitdem —“

Hier machte Knoll eine Handbewegung und ein Gesicht, daß er für mein Empfinden damit ganze Bände zugleich sprach und illustrierte. Nichtsdestoweniger fragte ich: „Nun, und seitdem?“

„Ach“, sprach Musketier Knoll in einem mir wirklich ans Herz greifenden Ton, „seitdem ist eine wirkliche Seelengemeinschaft zwischen uns eingetreten. Ich habe mich selbstverständlich bei Lisette Sauerlich — der Name kam wie alte, liebe Gewohnheit aus Musketier Knolls Munde — für das Paket und den schönen Brief bedankt und gleich darauf eine Antwort bekommen. Und seitdem hat sie mir noch viele Liebespakete und viele schöne Briefe geschrieben, und unter jedem steht, daß sie sich sehr darauf freue, mich kennen zu lernen, wenn der liebe Gott mich gesund heimkehren lasse. Seitdem ich nun hier im Lazarett bin, sind die Pakete und Briefe noch inhaltsreicher geworden als früher, und jeden Sonntagmorgen liegt außerdem noch, wie der West im Laden, ein Gruß von ihr vor mir. Ist das nun nicht rührend von Lisette Sauerlich?“

Das mußte ich, mußten alle Damen zugeben. Knoll schwieg eine Weile und sah mit so glücklichem, breitem Lächeln vor sich hin, daß er sogar vergaß, die Hand vor die Zahnlücken zu decken.

„Ja, und was nun?“ Damit riß ich ihn aus seiner Versunkenheit.

Musketier Knoll sah mich wie aus seligen Träumen erwachend an, kratzte sich hinter dem linken Ohr und sagte: „Ja, was nun? Ich muß sie kennen lernen, die Lisette Sauerlich! Muß sie kennen lernen, sage ich Ihnen, meine gnädigen Damen! Werde sie schon in acht Tagen kennen lernen. Das heißt: wenn sie jung oder alt ist!“

„Wie? Was?“ fragten wir alle wie aus einem Munde.

Der Musketier lächelte wieder breit. „Ja, da staunen Sie, meine Damen. Aber es ist so, wie ich Ihnen sage: ich werde Lisette Sauerlich in acht Tagen kennen lernen, wenn sie alt oder jung ist. Wenn das, was ich Ihnen jetzt erzähle, keine Schicksalsfügung ist, dann weiß ich es nicht. Also: Ich bekomme ja jetzt, wo ich bis auf meine Zähne genesen bin, ehe ich ins Feld gehe, einen kurzen Heimaturlaub. Da mir aber in der pommerschen Heimat leider niemand mehr lebt, verbringe ich die Urlaubstage bei meinem Bruder auf einem Dorf bei Lübed, und in Lübed — bed meine Damen, in Lübed — bed, denken Sie sich, wohnt Lisette Sauerlich!“

„Das scheint mir allerdings eine Schicksalsfügung zu sein“, meinte ich und zwinkerte Knoll zu.

Er zwinkerte wieder und fuhr fort: „Nicht wahr? Der Wunsch, Lisette Sauerlich kennen zu lernen, stand bereits nach dem ersten Liebespaket und Brief in mir auf, wurde aber zur festen Absicht während meiner Lazarettzeit. Ich schrieb meinem Bruder von ihr, schickte ihm ihre Briefe und bat ihn, da er immer in Lübed zu tun hat, sich einmal nach Lisette Sauerlich zu erkundigen. Aber da kam ich schon an! Ob ich mich nicht schäme, ihm mit einer solchen Zumutung zu kommen, wo ich doch sozusagen eine verlobte Braut in Berlin hätte. Die Briefe würde er zerreißen, schrieb er. Ich habe ihm aber postwendend geschrieben, daß schon bleiben zu lassen.“

„Schade, daß Sie diese Briefe nicht mehr haben, ich hätte mal zu gerne einen gesehen, um ein Urteil über Lisette Sauerlich zu bekommen“, sagte ich mit wirklich tiefem Bedauern.

Musketier Knoll spreizte alle zehn Finger zur Bekräftigung seiner Worte, als er entgegnete: „Die ist prima, die hat ein Herz von Gold. Das liest man zwischen jeder Zeile. Nur eines nicht: ob sie alt oder jung oder mittelalterlich ist. Wenn sie nämlich das letztere ist, möchte ich lieber drauf verzichten, sie kennen zu lernen.“

„Warum denn? Mittelalterliche Damen können doch auch sehr nett sein. Sind wir es zum Beispiel nicht auch?“ sagte eine der Damen lachend.

Musketier Knoll kratzte sich hinter beiden Ohren, als er etwas verlegen meinte: „Das wohl, gnädige Frau, aber für mich könnte am Ende nur Schaden daraus erwachsen, wenn ich so ohne weiteres auf Lisette Sauerlich losginge. Vielleicht könnte ich meine Enttäuschung bei ihrem Anblick nicht verbergen und nicht so liebenswürdig sein, wie sie es nach den Paketen erwarten kann, und schickt mir fortan keine mehr.“

„Kann man denn aus den Briefen nicht den Eindruck ihres ungefähren Alters bekommen?“ fragte ich.

Da wurde Knoll direkt eifrig. „Ach nein, da täuscht man sich ganz gewaltig! Wenn Sie die Handschrift von dem jungen Mädchen sähen, das mir auch Liebespakete schickt und schreibt, aber nicht in dem Umfang wie Lisette Sauerlich, würden Sie glauben, eine alte Großmutter hätte das geschrieben. Ganz zitterig ist die Schrift, und das Mädchen ist doch, wie man auf dem Bild sieht, noch sehr jung. Und wenn Sie die Handschrift meiner sozusagen Braut —“

Hier verstummte Musketier Knoll auf einmal und machte, als ob ihm plötzlich zu heiß würde, den obersten Verschuß seines Waffenrockes auf. Dann strich er sich mit allen zehn Fingern einige Male durch das dünne, blonde Haar und fuhr fort: „Ja, meine Damen, wie gesagt: auf die Handschrift kann man nicht bauen. Aber ich habe einen anderen Plan, wie ich hinter das Alter von Lisette Sauerlich komme. Sie schickt mir nämlich in jedem Paket mehrere Düten mit Zigarren, die, wie man auf den Düten sieht, immer in demselben Geschäft gekauft sind. Hinter den Lübeder Zigarrenfriß werde ich mich mal diplomatisch stecken und den mal ganz unauffällig aushorchen. Ist Lisette Sauerlich, wie schon gesagt, mittelalterlich, gehe ich nicht hin, denn was soll ich bei einer mittelalterlichen Jungfrau. Ein junger Kerl wie ich! Und eine Jungfrau ist sie, das geht aus ihren Briefen hervor. Ich brauche ja auch gar nicht hinzugehen, da ich vorsichtshalber nichts von meinem Bruder und von meinem Kommen nach Lübed geschrieben habe.“

„Was machen Sie denn, wenn Sie erfahren, daß sie eine alte Dame ist?“

„Nun, dann kann ich ja ohne Gefahr, von ihr geheiratet werden zu sollen, zu ihr gehen, mich bedanken und liebenswürdig sein. Wer weiß, vielleicht — vielleicht —“

Hier schwieg Knoll und überließ es uns, seinen Gedankengang weiterzuspinnen. Man sah es seinem Gesicht an, daß die Möglichkeiten, die er in seinem Sinn erwog, sich nicht in sehr bescheidenen Grenzen bewegten. Ich bin überzeugt, daß eine Erbschaft mit recht vielen Nullen keine kleine Rolle darin spielte.

Nun rückte ich Musketier Knoll mit einer Frage zu Leibe, deren Beantwortung ihm Schwierigkeiten zu bereiten schien: „Wie denken Sie sich denn die Sache, wenn Lisette Sauerlich jung und schön ist und sich Knoll und Fall in Sie verliebt? So was soll vorfallen.“

„Das wäre nicht ausgeschlossen bei einem Kerl wie ich einer bin, wenn ich alle Zähne im Mund habe“, gab Knoll ohne weiteres zu.

„Und wenn Sie sich nun auch trotz der sozusagen Braut in Lisette Sauerlich verlieben würden? So eine beiderseitige Liebe auf den ersten Blick ist auch schon dagewesen.“

Das gab Knoll auch zu, aber man merkte ihm an, daß er sich mit der entscheidenden Lösung der unter Umständen notwendig werdenden Frage noch nicht eingehend besaß hatte. Er zwirbelte an seinem kleinen Wärtchen herum und schwieg eine Weile. Dann flog plötzlich ein Lächeln über sein blondes Pommerngesicht, und er sagte mit festem Ton:

„Ach was, wofür ist man denn Soldat. Ich lasse die Sache an mich herankommen, wie schon manchmal dem Franzmann, dann findet sich das andere schon von ganz alleine.“

Er zog die Uhr und erhob sich. „Es wird Zeit für mich, meine Damen. Der Doktor will nochmal nach meinem Bein sehen.“

Damit nahm er die Haden zusammen, verbeugte sich ritterlich und verschwand.

Die Wunderkraft des Radiums.

Von Alfred Nello.

(Nachdruck verboten.)

Seit Jahren hat die Wissenschaft eifrig Versuche gemacht zur Bekämpfung der Krebskrankheit. Nun glaubt man, nach erfolgreicher Behandlung an Krebskranken, im Radium das lang-ersehnte Heilmittel gefunden zu haben. Welch ein Segen für die Menschheit, wenn der Krebsgefahr Einhalt geboten werden kann! Das Radium ist ein wirkliches Wunderelement, denn seine Kraft grenzt ans Wunderbare, ebenso wie der Preis für ein

Gramm der kostbaren Substanz wegen ihrer Seltenheit mit purem Golde aufgewogen werden muß. Zahlte doch der preussische Staat für ein einziges Gramm Radium 350 000 Mark.

Das Radium wird aus Uranpfecherzen gewonnen, die hauptsächlich in Joachimsthal in Böhmen vorkommen. Nachdem jetzt günstige Heilerfolge mit Radiumbehandlung erzielt worden sind, suchen alle bedeutenden Krankenhäuser ein gewisses Quantum davon zu erlangen. Aber mehr als einige hundert Milligramm können an die Krankenhäuser nicht abgegeben werden, denn die österreichische Uranpfecherzgrube kann jährlich nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Gramm Radium gewinnen. Gleich einem kostbaren Wertstück gelangen die einzelnen Radiummengen zum Versand. Das von dem Ehepaar Curie entdeckte Radium erlangte weitere Mengen des kostbaren Stoffes ebenfalls von der österreichischen Regierung. Wenn auch von London aus Radium geliefert werden kann, man hat im dortigen Radiuminstitut Gewichtswagen, die ein Millionstel Gramm Radium abwägen, so bleibt der Hauptlieferant dafür Österreich. Wohl gibt es in verschiedenen Quellen Deutschlands gewisse Mengen Radium, aber dessen Gewinnung würde mehr an Betriebskosten erfordern, als der Wert des Radiums betragen würde. Auch im Granitgestein des Schwarzwaldes sind Uranerze vorhanden; es sind nach einer Schätzung des Professors Engler in Karlsruhe daraus nicht weniger als 20 000 Kilogramm Radium zu gewinnen. Jedoch ist ein Abbau der Erze nicht möglich, da man zu ihrer Fundstelle nicht gelangen kann. Auch in Australien hat man ein Radium-Institut errichtet, das von Sidney aus das aus australischen Erzen gewonnene Radium verschickt.

Die Radiumstrahlen verraten schon durch ihre blickartige Schnelligkeit — sie durchlaufen in der Sekunde 192 000 Kilometer —, daß sie einem Wunderelement angehören. Diese Strahlen haben außerdem die Kraft, durch jede Substanz, selbst durch Stahl oder Eisen hindurchzuleuchten. Will man nur ein Zehntel Gramm Radium erhalten, so müssen dazu 1000 Kilogramm Uranpfecherze verarbeitet werden. Aus diesem Grunde erklärt sich auch der hohe Preis des Radiums. Aber welche Energie entfaltet selbst eine winzige Menge Radium. Kein Geringerer als der berühmte Edison sagt darüber: „Die Wirkung des Radiums ist das geheimnisvollste Ding, das mir bisher vorgekommen ist.“

Als Edison verschiedene Versuche mit Radium gemacht hatte, fand er sein Augenlicht derartig geschwächt, daß er beim Lesen heftige Kopfschmerzen empfand und alle Buchstaben in der Nähe doppelt sah. Für die ungeheure Kraftentfaltung des Radiums diene folgender Beweis: Mit einer einzigen Tonne Radium ließe sich ein Schiff von 15 000 Tonnen Gehalt, gleich einem Dampfschiff, dreißig Jahre lang fahren. Man brauchte sonst dafür $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Kohle. Noch anschaulicher wird aber die Energie des Radiums, wenn uns der Straßburger Physiker Professor Ferdinand Braun erklärt, daß man mit einem Gramm Radium ein Automobil mit 30 PS. eine Woche lang, jeden Tag acht Stunden lang fahren kann. Würden wir Radium in großen Mengen gewinnen können, so würde unsere gesamte Technik und Industrie eine vollständige Umwälzung erfahren, denn wir besitzen bis jetzt keine Energiequelle von größerer Kraft. Selbst Pflanzen werden durch die Bestrahlung mit Radium zu schnellerem Wachstum gebracht.

Für die Heilkunst ist die Entdeckung des Radiums von unschätzbarem Wert. Jetzt, wo die Heilverfahren mit diesem neuen Mittel beginnen, werden immer weitere neue Heilerfolge gezeitigt werden. Schon seit längerer Zeit haben die ersten Vertreter der Ärzteschaft die verschiedensten Wirkungen mit Radiumbestrahlung erprobt. So wurde festgestellt, daß Radium ein Heilmittel gegen Hautkrankheiten ist. Dann wurde beobachtet, daß selbst Blinde, bei denen der Sehnerv nicht vollständig zerstört ist, durch die Radiumstrahlen eine Lichtempfindung hatten. Bei Hautgeschwüren hat das Radium bisher bei seiner Anwendung durch den berühmten englischen Chirurgen Sir Frederic Treves in London sichere Heilerfolge gebracht. Ein französischer Arzt Dr. Roux vom Institut Pasteur gibt an, eine an Magenkrebs erkrankte Frau mit Radium geheilt zu haben.

Verschiedene andere Ärzte standen den Heilerfolgen bei inneren Krebsleiden skeptisch gegenüber. Wenn man auch nicht mit übertriebenen Hoffnungen der Überzeugung sein kann, daß nun

durch das Radium die Menschheit vor jeglicher Krebsgefahr gesichert sei, so wollen wir uns glücklich schätzen, daß unsere Ärzteschaft mit Anwendung dieser Substanz die Möglichkeit vorhanden sieht, Heilerfolge zu erzielen. Wer da vielleicht glaubt, ein Milligramm Radium müsse in den Krankenhäusern bald aufgebraucht sein, dem diene zur Beruhigung, daß Radium 1100 bis 2500 Jahre bis zu seiner vollständigen Zersetzung braucht.

Noch eine wunderbare Eigenschaft sei genannt: Das Radium übt einen versäuernden, belebenden Einfluß auf den Menschen aus. Es gibt heute radiumhaltige Bäder, wir atmen in den sogenannten Emanatorien der Badeorte radiumhaltige Luft ein, wir trinken in deutschen und österreichischen Bädern radiumhaltiges Quellwasser, selbst im Morgentau ist Radium enthalten.

Darum ist eine Wanderung frühmorgens barfuß durch betaute Wiesen nur gesundheitsfördernd. Pfarrer Kneipp hat schon vor vielen Jahren auf den Wert dieser Wanderungen aufmerksam gemacht. Die stärkste radiumhaltige Quelle Deutschlands befindet sich in dem vogtländischen Orte Brambach.

Das einst so unbeachtete Dörfchen Joachimsthal an der böhmisch-sächsischen Grenze ist durch seine Radiumgewinnung binnen wenigen Jahren zum Weltkurort geworden. Ein Kurhaus mit 300 Zimmern ist erbaut worden, das ein moderner Riesenbau zu nennen ist. Früher wurde das Radiumwasser aus den Pfecherzgruben für die Kurgäste in die jenen Häuser gebracht, wo eine Badewanne vorhanden war. Jetzt aber sind moderne Badeeinrichtungen vorhanden, und Hunderte von Kurgästen suchen hier Befreiung von Gicht oder auch rheumatischen Leiden.

Einer Laune des Schicksals gleich, ist das Vorkommen riesiger Mengen Radium im Weltmeer. Ein amerikanischer Chemiker hat berechnet, daß in den Meereswogen an 20000 Tonnen des Wunderelements vorhanden sind. Bewertet man jede Tonne Radium

mit 314 Millionen Mark, so sind aus dem Weltmeere Radiummengen im Betrage von 6 280 000 Millionen Mark zu gewinnen. Da aber die Mittel zur Gewinnung dieser Radiummengen ebenfalls Milliarden beanspruchen, so werden diese Schätze für absehbare Zeit ungehoben bleiben.

Dichter und Bürgerwehrmann.

Honoré de Balzac war ein bedeutender Dichter und Schriftsteller; aber er fand weniger Geschmack daran, mit den Waffen in der Hand, als Nationalgardist, während der unruhigen Zeiten um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris die Ordnung aufrecht erhalten zu helfen. Um sich dieser Bürgerpflicht zu entziehen und Muße für seine schriftstellerischen Arbeiten zu gewinnen, war er so weit gegangen, sich eine besondere Wohnung unter angenommenem Namen in einem abgelegenen Stadtviertel zu mieten und sich förmlich darin zu vergraben.

Eine alte Dienerin sorgte für seine leiblichen Bedürfnisse, und er fühlte sich in dieser Zurückgezogenheit so glücklich, daß er auf seine gelungene List ganz stolz war.

Allein er triumphtierte zu früh. Für die, welche sich zur Ableistung ihrer Nationalgardistenpflicht nicht einfanden, hatte man eine Art Karzer eingerichtet — ein Arrestlokal, das beim Volke den Spottnamen „Bohnenhotel“ führte. Als nun bei dem Drücker Balzac alle Mahnungen, die ihm in seine offizielle Wohnung geschickt wurden, nichts halfen, ließ man ihn dorthin auch die Aufforderung schicken, sich zum Antritt einer achtägigen Haftstrafe im Bohnenhotel einzustellen. Sie gelangte so wenig in seine Hände wie die früheren Kundgebungen der Bürgerwehrräuber.

Unter denen hatte er nun unglücklicherweise einen erbosten Feind, einen Friseur und Parfümeur, der es in seinem militärischen Nebenamt bis zum Range eines Sergeantenmajors gebracht hatte. Dieser freiwillige Marsjünger hatte auf Balzac einen unveröhnlichen Haß geworfen, da der in einer seiner drastischen Sittenbilder die Zunft, der jener angehörte, dem Gelächter preisgegeben hatte. Daß Balzac sich und seinen Aufenthaltsort mit einem so undurchdringlichen Geheimnis umgab, ließ ihn bei Tag und Nacht nicht schlafen. Er schwor, ihn aus seinem Versteck herauszuloden, und er brachte es fertig, obschon kein Mensch dahinterkam, auf welche Weise er ihn aufgespürt hatte.

Beierbild.



Wo ist der Weidmann?

„Derr, da unten ist ein Kollutscher vorgefahren, der eine Kiste für Sie hat“, meldete ihm eines Morgens der dienstbare Geist. „Für mich? Wie kommt denn der Mensch dazu, mich hier zu suchen? Forche ihn darüber aus und suche zu ergründen, was die Kiste enthält“, befahl Balzac.

Bald kam die Frau wieder: „Die Kiste ist schon seit drei Tagen halb Paris durchwandert. Sie enthält eine antike Vase als Geschenk, ist aus Italien geschickt worden, soll Ihnen aber erst ausgeliefert werden, nachdem Sie sich selbst davon überzeugt haben, daß sie heil und ganz ist.“

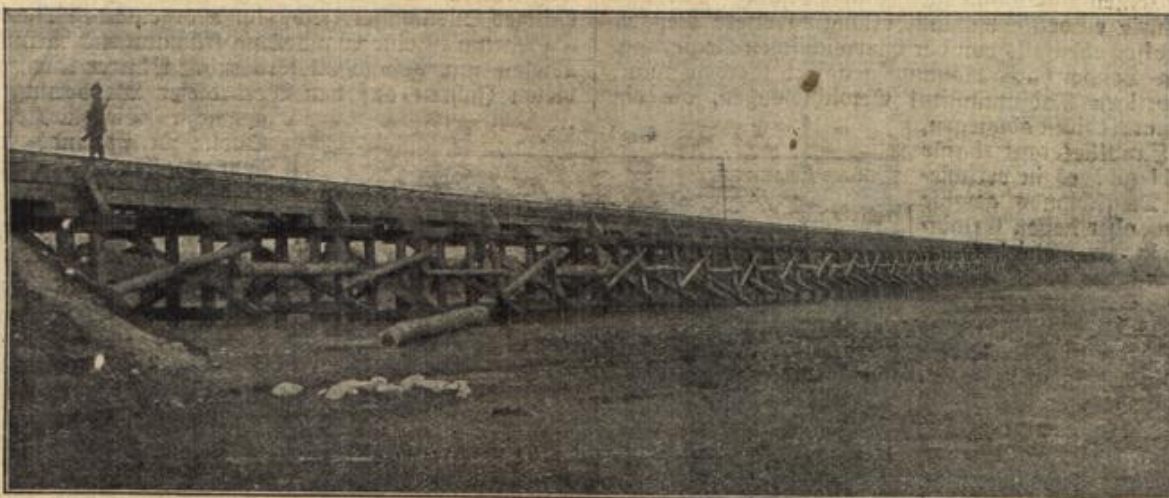
Bei dieser Eröffnung rannte der kunstliebende Dichter ohne

Zögern in nachlässigster Morgentoulette vor das Haus, um das Geschenk in Empfang zu nehmen.

Saum aber war er draußen, als ein Mann, der dort auf ihn gewartet hatte, dicht an ihn herantrat und ihm sehr wichtig die Hand auf die Schulter legte. „Haben wir Sie endlich doch erreicht, Herr von Balzac?“

zischte es ihm böswillig und spöttisch ins Ohr. „Was wollen Sie von mir?“ fragte der Überraschte, der den Mann nicht kannte.

„Ihnen acht Tage Zeit geben, über Ihre Pflichten als Nationalgardist nachzudenken“, schlug die eisige Stimme nochmals an sein Ohr, und auf einen Wink von dem gerächten Friseur-Parfumeur fuhr eine harrende Droschke vor, in die Balzac sich trotz seines Sträubens im beschämendsten Morgenanzug hineingeschoben sah, um in Arrest gebracht zu werden. Dort sah er pünktlich seine acht Tage ab, „vom 7. bis 15. März“, wie eine Inschrift an der Wand von seiner Hand der Nachwelt verkündigte. Die Kiste „mit der antiken Vase aus Italien“ war nur eine Lockfinte des rachsüchtigen Sergeantmajors gewesen. Sobald der Vogel auf den Leim gegangen, war der dafür gedungene Kollutscher samt dem angeblichen Geschenk in größter Eile davongefahren. C. D.



Ein neues Meisterstück deutscher Pioniere.

Eine 340 Meter lange Eisenbahnbrücke, die von deutschen Pionieren in 14 Tagen erbaut wurde. Sie ermöglicht die Fahrt über sumpfiges Gelände in Russisch-Polen.

dies aber der stolze und eitle Graf Stadelberg, der russische Gesandte. — Ärgerlich darüber dachte Thugut an Rache. — Abends spielte er Karte mit dem Könige und Stadelberg, warf einen Buben (Unter) hin und sagte: „Eichellönig!“ — Man machte ihn auf seinen Irrtum aufmerksam, und als ob er sich besänne, rief er aus: „Das ist nun heute schon das zweitemal, daß ich einen Buben für einen König halte!“

Gemeinnütziges

Ein Beifisch mag noch so gut zubereitet sein, wenn es nicht gleich nach der Fertigstellung aufgetragen wird, so wird auch die Hausfrau vergebens auf ein Lob warten.

Gurtenfamen gewinnt man am besten auf folgende Weise: Die Kerne werden feucht in eine Schüssel zusammenge- worfen, damit sie eine Zeitlang gären. Dierauf lassen sie sich leicht mit Wasser reinigen und können nach genügendem Abtrocknen in luftigem Naume in Beuteln aufgehängt werden. Man nehme den Samen nur von gesunden und großen Früchten.

Zum Nachreifen der Tomaten bedient man sich am besten des warmen Zimmers oder der Küche. Die gelblichen und grünlichen Früchte rösten sich allmählich, die schon angeröteten sogar schon in etwa 4 Tagen. In ungeheizten Räumen, z. B. in Kellern, verlagert das Nachreifen sehr leicht und es entsteht oft genug noch Fäulnis.

Herbstopfanzung der Pfirsiche ist nicht empfehlenswert. Die Wurzelstörung kann nicht durch flottes Anwachsen, wie im Frühjahr, ausgeglichen werden. Das junge Holz würde daher allmählich einschrumpfen.

Neues von der Einwirkung der Abendmahlzeit auf den Schlaf. Bei Laien und Ärzten ist die Ansicht weit verbreitet, man müsse, um gut schlafen zu können, wenig zu Abend essen. Nach den von Sanitätsrat Dornblüth angestellten Versuchen ist diese Annahme falsch. Dr. Dornblüth glaubt sogar, daß viele Patienten unter zu großer Beschränkung des Abendessens leiden. Er empfiehlt zunächst um 7 1/2 Uhr ein mäßig reichliches Abendessen, und um 10 Uhr im Bett noch ein Glas Milch, 1/4 Liter Milchsalz oder ein Butterbrot. Das soll den Patienten am bestmöglichen sein.

Unsere Bilder

Auf der Weichsel bei Warschau: Deutsche Eisenbahnruppen schaffen eine Lokomotive auf einem Floß über die Weichsel. Die Russen hatten jenseits der Weichsel die Lokomotiven mit fortgeführt und die Eisenbahnwagen, die sie nicht mehr wegschaffen konnten, zum großen Teil zerstört, so daß die deutschen Lokomotiven zur Regelung des Nachschubs für die vorgehenden Truppen auf Flößen über die Weichsel gefahren werden mußten.

Der älteste Tiroler Standschütze. Michael Senn, Rentner in Meran, bekannter Weiserschütze, der kürzlich seinen 76. Geburtstag beging, ist der älteste unter den bejahrten Tiroler Standschützen, die mit Begeisterung sich zur Verteidigung ihres Vaterlandes gegen Italien in großer Zahl freiwillig zur Verfügung stellten.

Allerlei

Ohne Nachhilfe. Hausfrau (zu dem aufbrechenden Besuch): „Meine Rosa wollte gerade etwas singen.“ — „D, vielen Dank, aber wir wären auch so sehr heimgegangen.“

Als im Jahre 1080 der Gegenkaiser Heinrich VI., nämlich Rudolf von Schwaben, in der Schlacht an der Elster geblieben war, wurde derselbe sehr prächtig zu Merseburg, wo noch seine Hand, welche er in der Schlacht verloren hatte, aufbewahrt wird, begraben. Als nun später Heinrich IV. nach Merseburg kam, rieten ihm seine Günstlinge, den Rudolf als einen falschen König ausgraben zu lassen; doch er willigte nicht ein und sagte: „Laßt ihn nur so ruhen, ich wünschte, daß alle meine Feinde so prächtig begraben lägen.“ St.

König und Bube. Freiherr von Thugut wurde von der Kaiserin Maria Theresia in diplomatischen Geschäften nach Polen gesandt, und als er in den Audienzsaal trat und einen vornehmen, prächtig gekleideten Herrn, umringt von mehreren polnischen Adligen, würdevoll dastehen sah, hielt er diesen für den König und rebete ihn ehrfurchtvoll an. Es war

Logograph.

Es ist mit W ein hoher Ort,
Du blidest in die Fern' von dort.
Sehest du aber K das für,
Dann dient es zur Verlehnung dir.
Julius Fald.

Quadraträtsel.

A	A	B	E	T
E	E	E	E	I
I	L	L	E	N
P	R	R	S	S
S	S	T	U	U

Die sich entsprechen- den 5. Spalten und waagrecht Reihen be- zeichnen: 1) Einen Schmutzgegenstand, 2) Einen Propheten, 3) Einen Kirchengebrauch, 4) Einen schattigen Ort, 5) Eine deutsche Fabrik- stadt. * Julius Fald

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Umstellrätsels: Drohne, Arno, Ebro, Nagel, Etich, Moore, Atlas, Ranke, Karte — Danemark. — Der Scharade: Bild, Bach, Wildbach.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.